

die arme Buschmannsseele verfügt, so greift sie dazu, ohne an die Folgen zu denken.

Ganz erstaunt war der alte Buschmann, der nebenbei bemerkt noch nie einen Weißen gesehen hatte, über Schwefelhölzer. Ich ließ ihm zeigen, wie man sie anzündet. Wie er aber selbst ein Streichholz an der Schachtel entzündete, warf er sie erschreckt weit fort.

Nachmittags weiter in ziemlich westlicher Richtung, zu meiner großen Freude. Wir verließen bald den Omuramba und traten in schönen Wald, in dem die hohen Musauribäume weit über die sonst üblichen Muschäse und Mukussi-Bäume ragten. Ferner trafen wir vereinzelt Mabula-Bäume, die an Schönheit sogar den Mosauribaum übertreffen.

Mit Sonnenuntergang kamen wir in ein neues Flußtal, in welchem die Vley Tschupeha lag. Einige Giraffen verließen bei unserer Ankunft flüchtig die Wasserstelle. Groß war unsere Marschleistung heute nachmittag nicht gewesen, nur 5½ km waren wir vorwärtsgekommen.

Die Nacht zum 16. blieben wir auf Tschupeha. Eine Breitenbestimmung ergab 17° 50' 55". Nachdem es die letzten beiden Tage sehr bewölkt gewesen war, fiel diese Nacht etwas Regen.

Am nächsten Morgen ging es im Tschupeha-Omuramba entlang. Er war zuerst sehr verwaldet. Einige riesige Fächerpalmen ragten hoch in die Lüfte. Nach 7 km waren wir an der Wasserstelle Boti, an der einige Zebras und Wildebeester ästen. Der Buschmannführer erklärte uns nun, weiter wisse er auch nicht Bescheid. Er wäre auf seinen Jagden nur bis hierher gekommen. Weiter westlich gäbe es kein Wasser mehr! Wie er vor langer, langer Zeit nach Libebe gegangen war, wäre er viel nördlicher gegangen. So saßen wir wieder mal da! Ich ließ ausspannen und absatteln, nahm mein Gewehr und ging recht mißvergnügt in dem Omuramba weiter entlang. Nach einstündigem Marsch fand ich einen großen, wassererfüllten Rietteich, der das ganze Flußbett ausfüllte. Schnell ging ich zurück und ließ wieder ausspannen, um dieses Stück noch vorzumarschieren.

Wir fanden nun kilometerlang das Flußbett voll Riet und Wasser. Es führte, wie ich später von Eingeborenen hörte, den Namen Buabuata. Wenn auch das Wasser in trockenen Jahren sehr zurückgeht, so versiegt es doch nie ganz. Daß solche Wasserstelle dem Führer nicht bekannt sein sollte, wunderte mich sehr, aber er blieb dabei, nun nicht mehr Bescheid zu wissen.

Es hieß also für uns andere Führer zu bekommen. Nachmittags ritt ich mit dem Dolmetscher los, ritt durch das wassererfüllte Flußbett, wobei ich einen großen Umweg machen mußte, und ritt dann in südlicher Richtung aufs Geratewohl weiter, um Menschenspuren zu schneiden. Kurz vor Boti hatten wir Mambukuschuspuren gekreuzt, die nach Südwesten gingen. Diese Spuren wollte ich suchen. Siambisso sandte ich zurück, um auch die Spur aufzunehmen. Ferner hatte ich den Feldwebel Schulz in den Omuramba westwärts gesandt, um nachzusehen, ob er auf Wasser stieße.

Nach halbständigem Marsche kamen wir in ein anderes, recht zugewachsenes Flußbett, das West 10° zu Nord strich. Eine Rhoonantilope stand mitten im Tal und ließ uns bis auf 20 m herankommen. Wir durchquerten den Omuramba, und nach weiteren 2 km durch sandigen Mussito kamen wir wiederum in einen ziemlich westwärts streichenden Omuramba, in dem wir eine große offene Wasserstelle trafen (Gecha). An ihr waren Rhinozeros-spuren, und was für uns wichtiger war, ganz frische Menschenspuren. Diese nahmen wir auf und nach ¼ständigem Marsche kamen wir an eine palisadenumzäunte kleine Werft, die wir schon von weitem als Mambukuschusiedelung erkannten. Lange konnte diese Werft noch nicht hier sein, denn sie war damit beschäftigt, die Palisadenwand hochzuziehen. Wir wurden erst bemerkt, wie wir auf 20 m heran waren. Unser Erscheinen brachte etwas Leben in die Gesellschaft. Die Weiber und Kinder erhoben ein fürchterliches Geschrei, die Männer griffen zu ihren Speeren, und alles lief in den Busch. Ich rief ihnen auf Otjherero, einer Sprache, die viele

5023

STREITWOLF, 1911. Der Caprivizipfel.

Mambukuschu verstehen, zu, zu bleiben, mein Dolmetscher schrie in Sekololo und versicherte ihnen unsere Friedfertigkeit, und endlich kamen zwei beherzte Männer zurück. Bald kehrte dann die ganze Werft zurück, und die alte Tätigkeit wurde wieder aufgenommen. Während ich nun den Dolmetscher die Leute ausfragen ließ nach dem Weg zu Libebe, sah ich mir den kleinen Kral näher an. Was mir auffiel, war eine frische, große Löwenfährte, die am Kral entlang ging, und ihr folgend traf ich auf eine junge Frau, die in eine Decke gehüllt dalag außerhalb des Palisadenzaunes. Unter der Decke kam Blut hervor. Ich rief den Dolmetscher, der die Decke aufhob und ein grauenhaftes Bild enthüllte. Der Unterleib der armen Frau war aufgerissen, die Eingeweide waren hervorgequollen und lagen im Sande. Dabei lebte die Frau noch, und ihre tieftraurigen Augen sahen mich flehend an. Es war eine schreckliche Geschichte, die wir dann von den Leuten erfuhren.

Sie wären erst vor wenigen Tagen hierher gekommen, um Mosauri-Früchte zu suchen. Den Palisadenzaun hätten sie noch nicht fertig gestellt und außerhalb der Pfähle geschlafen. In der letzten Nacht wäre es sehr bewölkt gewesen, um Mitternacht habe Regen eingesetzt. Da wäre plötzlich aus dem Busch ein Löwe auf die Frau gesprungen, habe die Tatzen in die Brust gedrückt und den Unterleib aufgerissen. Ein Mann, der neben ihr schlief, wäre aufgesprungen, und der Löwe wäre zurückgewichen. Die ganze Nacht hätten sie gelärm und geschrien, um den Löwen, der noch mehrere Male wieder ganz nahe herankam, fortzuseuchen.

Der Zustand der Frau war hoffnungslos, und so hatten auch die Eingeborenen gedacht und liebevoll nur 1½ m von ihr das Grab bereits ausgeworfen. In ihrem Blick lag so viel Flehen um Hilfe, daß ich sofort in mein Lager zurückritt, um den Sanitätsfeldwebel Schulz zu befragen, ob noch irgend etwas zu tun wäre. Aber Schulz war noch auf Patrouille. Die beiden Mambukuschu, die der Dolmetscher als Führer gemietet hatte und die nach mir im Lager an-

kamen, brachten dann die Nachricht mit, daß die arme Frau bereits tot wäre, die Glieder nach Stammessitte in die Lage des Embryo im Mutterleibe gebracht, also Arme und Beine ganz hoch geschnürt wären, und alles fertig zur Beerdigung gewesen wäre.

Die beiden Mambukuschuführer gehörten zu Libebes Stamm. Sie erwiesen sich als sehr brauchbare und geländekundigen Leute. Übrigens hatte der Feldwebel Schulz, der erst um 8 Uhr zurückkam, 14 km westlich in demselben Omuramba, in welchem wir lagen, Wasser gefunden.

Nachdem ich am nächsten Morgen ganz zeitig aufgestanden war, um noch die Breite von Buabuata zu bestimmen, ging es mit Sonnenaufgang weiter. Der Omuramba war ca. 7 km lang mit Wasser gefüllt, Riet und Sumpfgras wechselten sich ab. Große Mabula-Bäume standen häufig am Talrand. Der Omuramba ging, wie alle anderen, ziemlich gleichmäßig westlich. Bei dem Rietteich Konichanga schloß sich das Flußbett, als ob es hier zu Ende war. Eine Sandhöhe ging durch das ganze Tal, den Teich westlich begrenzend. Wir zogen in westlicher Richtung weiter, das Flußbett nur noch an häufigen Termitenhaufen erkennend. Das eigentliche Bett des Omuramba, das ja sonst stets schwarzen Humus führt, war nicht mehr zu erkennen. Der Trockenwald hatte es bereits mit seinen Muschäschebäumen erobert und die schwarze, harte Erde war von Termiten, Ameisen und Erdmännchen so gelockert und umgearbeitet, daß es genau so war, wie der Boden des Mussito: tiefer Sand. Dann öffnete sich der Omuramba wieder zu einem harten, sanft eingesenkten Tal und bald waren wir an einer kleinen Vertiefung, die drei Wasserpützen aufwies. Es war die Wasserstelle Gumuscha oder Potguiri.

Nach meinen Berechnungen mußten wir zwischen Buabuata und Gumuscha die Grenze passiert haben. Leider konnte ich es nicht vermeiden. Die Mambukuschuführer sagten stets, daß weiter südlich kein Wasser wäre und daß wir jetzt etwas nördlich ausholen müßten, da ein dichter, undurchdringlicher Dorndickicht sich vorschöbe.

Nachmittags am 17. September in demselben Omuramba weiter bis zur großen Wasserstelle Damascha. Der Omuramba war stellenweise sehr zugewachsen und versandet. Es herrschte an dem Tage eine fürchterliche Glut und wir waren froh, wie wir mit Sonnenuntergang Damascha erreichten. An der großen Graspfanne fanden wir viele frische Spuren von Elefanten, Rhinozerosen, Giraffen und Löwen. Ferner war gerade ein großes Rudel Säbelantilopen am Wasser gewesen, die bei unserer Ankunft langsam abzogen, doch nicht schnell genug, um nicht eins auf der Strecke zu lassen, als willkommene Bereicherung unserer mageren Küche. So viel Wild an einem Platze sahen wir noch nie, auch nicht bei Gautscha, das man schon bereits als ein Wilddorado bezeichnen konnte.

Am Morgen des 18. September ging es zeitig weiter in dem sehr verwaldeten, kaum noch zu erkennenden Flußbett. Nach einer Stunde wurde nach Norden abgebogen, bis wir wieder in einen etwas offenen Omuramba kamen, in dem das noch volle Vley Gauha lag. Es war total zertrampelt von Elefanten, die in der letzten Nacht sich hier vergnügt hatten. Auf einem breitgetretenen Elefantenpfad ging es dann weiter im Omuramba entlang nach Westen. Der Elefantenpfad führte von Vley zu Vley, die allerdings trocken waren, bis wir an die wassergefüllte Pfanne von Gaigai kamen. Der Omuramba von Gauha und Gaigai ist fraglos derselbe, in dem Gumtschu, Gautscha und Kataga liegen. Es ist ganz erstaunlich, mit welcher Gleichmäßigkeit diese Flußbette das Land von West nach Ost, ein Strich zu Süd durchziehen.

Bei Gaigai lagen wir zu Mittag. Nachmittags bogen wir in südwestlicher Richtung gleich in den Wald und kamen nach halbstündigem Marsche in ein Flußbett, das sich nur durch schwarzen Boden und Dornbusch markierte. Es mußte sicher dasselbe sein, wie Damaschas Omuramba. Dann ging es wieder in den Wald und nach halbstündigem Marsche wieder in ein Flußbett. Dieses marschierten wir bis Sonnenuntergang entlang. Es war recht offen, nur mit niedrigen Büschen durchsetzt; häufig trafen wir trockene

Pfannen. Abends wurde gelagert an Vley Kerescha, die noch voll Wasser war. Das ganze Vley war mit Büschen eingekralt, nur drei Zugänge waren frei gelassen und in diesen Zugängen tiefe Wildgruben angelegt. Wir merkten es rechtzeitig und konnten die Zugänge abkrallen, daß kein Ochse oder Reittier hineinfiel. Die Fallgruben waren ca. 2,50 m tief, oben 50 cm breit nach unten spitz zugehend. Hereinfallendes Wild mußte sich also festklemmen.

Nachts wachten wir auf durch einen fürchterlichen Lärm. Ein Nashorn stand ca. 100 m von uns und war hörbar ägerlich, daß wir an dem Wasser lagen, woran es in der Nacht tranken wollte. Nachdem es $\frac{1}{2}$ Stunde randaliert hatte, trottete es wieder in den Busch.

Zeitig ging es am nächsten Morgen weiter, stets in demselben Omuramba entlang, der recht zugewachsen war von Dornbusch und Mimosen. Auch hier war das Streichen des Omuramba ebenso gleichmäßig wie z. B. bei Gaudinga. Unter 290—300 Grad (magnetisch) strich er nach Westen. Nach zweistündigem Marsche kamen wir an eine Reihe von Vleys, die zum großen Teil voll Wasser waren. Der Mambukuschu bezeichnete sie als Samuundu. Hier stießen wir auf eine alte, kaum mehr zu erkennende Wagenspur, die von Batauanajägern gemacht sein soll. Von Ngami kommend, überschritten sie bei Mahango unterhalb Libebe den Okavango und drangen in dieses vorzügliche Jagdfeld vor.

Von Samuundu ab ging unser Marsch nicht mehr westlich, sondern wir bogen nach Südwesten, später nach Süden um. Während wir früher dem Lauf der Omurambas folgten, mußten wir sie jetzt kreuzen.

Wir marschierten an diesem Morgen noch über Samuundu weiter, gingen ca. 3—4 km durch sandigen Mussito, um dann in einen anderen Omuramba zu kommen, in welchem die Pfanne Güi Kova lag. Die Pfanne war am Austrocknen. Elefanten, Büffel und Giraffen hatten das Wasser in einen schlammigen Brei verwandelt und unsere Ochsen kamen nicht ganz zu ihren Rechten. Nachmittags kamen wir in recht unangenehmes Dorndickicht, das der Kleidung schnell den Rest gab. Nachdem wir drei Omurambas ge-

machen, um auch nicht die geringste Waffe Mathibi resp. dem Magistrat gegen uns in die Hand zu geben.

Am 1. Oktober nachmittags marschierte ich wieder ab nach Schansogo. Die letzten drei Tage hatten wir nichts geschossen, und wir mußten, um nicht zu verhungern, in eine wildreichere Gegend. Wir hatten nichts mehr, kein Mehl, kein Reis, keinen Kaffee; der ganze Bestand an Cerealien waren noch 60 Pfund Mais, gewiß nicht sehr viel, um 20 Eingeborene auf einem 10tägigen Marsch bis an den Linyanti zu verpflegen. Wir beiden Weißen hatten nur noch etwas Reis, der noch ca. fünf Tage vorhielt, jedoch an Genußmitteln nichts.

Die Südwestler Eingeborenen waren mehr als deprimiert, als es hieß, zurückmarschieren. Sie kamen immer wieder zu mir, um mich zu bitten, ihnen den Weitermarsch nach Grootfontein zu gestatten. Sie meinten, daß sie schon durchkommen würden, wenn sie nur einige Gewehre nebst Munition mitbekommen würden. Ich mußte es ihnen aber abschlagen, da ich über die Wasser- und Wildverhältnisse auf dem Wege nach Grootfontein sehr wenig unterrichtet war, ferner ich ihnen Proviant nicht geben konnte. Ich glaube, es war nur ein Glück, daß ich es nicht gestattete. Denn auf dem Rückmarsche wurde einer nach dem anderen recht schwer krank infolge Unterernährung, obwohl sie nach zehn Tagen wieder Cerealien in Gestalt von Mais erhielten.

13. Kapitel.

Rückmarsch vom Okavango zum Zambesi.

Am 2. Oktober waren wir wieder in Schansogo. Auf dem Vormittagsmarsch war uns das Jagdglück hold, und wir schossen 4 Stück Großwild, die wir gleich nach Ankunft im Lager zerlegten und „fleckten“, als Proviant für die nächsten fünf Tage. Hat man nur Fleisch als Proviant, so ist man stets wieder erstaunt, wieviel ein Eingeborener zur Sättigung nötig hat resp. verschlingen kann. Eine Antilope mit einem Gewicht von ca. 200 Pfund ist im Umsehen dahin, wenn ca. 25 hungrige Schwarze sich daran machen.

Kaum in Schansogo angelangt, kamen Boten von Libebe: Die portugiesischen Händler hätten bei Libebe angefragt, ob sie bei ihm einen Store aufmachen dürften. Sie wären schon auf dem Marsche zu ihm, was er tun solle? Ich ließ Libebe sagen, er täte am besten, sich nicht mit den Portugiesen einzulassen. Im übrigen müsse er wissen, was er täte. Ich könne nicht umkehren, da meine Leute großen Hunger hätten und Libebe uns nicht mit Proviant helfen könne.

Da zum Trocknen des Fleisches 1—2 Tage erforderlich waren, benutzte ich diese Zeit, um den Schansogo-Omuramba soweit wie möglich östlich zu reiten. Nachmittags um 3 Uhr ritt ich mit zwei Eingeborenen fort, alle auf Mantieren beritten. Es ging stets im Schansogotal entlang, das ziemlich offen war. Es wurde bis 7 Uhr abends geritten, dann eine Stunde abgesattelt, um wieder bis gegen 2 Uhr nachts ohne Unterbrechung zu reiten. Der Omuramba be-

hielt seine östliche Richtung 10° zu Süd zuerst bei, bog dann nach Südosten. Wir behielten die östliche Richtung bei, verließen daher den Schansogo-Omuramba, um bald in einen anderen zu kommen. Je weiter wir östlich kamen, um so zugewachsener wurde das Bett, doch auch an den durch Dorndickicht sehr verwaldeten Stellen ließen uns breite Elefantenspfade gut vorwärts kommen. Wir wir in diesem Flußbett entlang ritten — es war 10 Uhr nachts, stark dunkel, bewölkt, kein Stern am Himmel, nur zur Linken am Horizont der schwache Schimmer eines Grasbrandes — sehe ich in dem recht offenen, kaum eingesenkten Flußbett auf ca. 50 m zur Linken eine große, dunkle Masse, die sich leise zu bewegen schien. Ich reite darauf zu, und wie ich auf ca. 10 m heran bin, erkenne ich, daß ich einen großen Elefanten vor mir habe. Deutlich sehe ich seine Silhouette am etwas helleren Horizont sich abheben. Er wandte mir seinen Rücken zu, drehte sich dann auf das Geräusch der Mantlertritte zu mir um und kam auf mich zu. Schnell wende ich das Mantlertier und rufe den beiden zurückgebliebenen Eingeborenen zu: „Kehrt, es kommt ein Elefant!“ Wir ritten dann davon, zuerst Schritt, dann im Trabe, der Elefant in demselben Tempo hinter uns, bis er nach ca. 5 Minuten halt machte und zurückblieb. Die ganze Situation, die immerhin recht fatal werden konnte, verlief im Grunde genommen harmlos. Der Elefant hatte wohl nur die Witterung von unseren Mantlertieren, die er für Zebras hielt, ein Glück für uns, da in der Regel die einzeln sich herumtreibenden alten verärgerten Elefanten recht unangenehm werden können.

Bald nach diesem Renkontre kamen wir an ein Vley, das noch etwas Wasser hatte. Das Vley war ganz zertrampelt von Elefanten, und wie wir später im Dorndickicht den Elefantenspfa den folgten, paßten wir gut auf, daß wir nicht plötzlich einer Herde dieser Ungetüme, die sich wie graue Schatten lautlos durch die dunkle Nacht bewegen, gegenüberstanden.

Nachdem wir zwei Stunden zur Nacht gelegen hatten, ritten wir am anderen Morgen gegen 4 Uhr weiter in östlicher Richtung bis 6° morgens. Der Omuramba war bald

so zugewachsen, daß er gar nicht mehr als solcher zu erkennen war, denn die Auflockerung des Bodens hatte so weite Fortschritte gemacht, daß der schwarze, harte Boden dem weißen lockeren Sand bereits gewichen war. Da wir nun bereits über 50 km östlich Schansogo waren, gab ich ein weiteres Vordringen auf und bog in südlicher Richtung ab, um wieder in den Schansogo-Omuramba zu kommen. Nachdem wir ca. eine Stunde südlich geritten waren durch sandigen Mussito, bog ich westlich um, um die alte Spur zu „schneiden“; jedoch ritten wir darüber hinweg, ohne sie zu bemerken. Wir irrten dann ca. drei Stunden nach Nordosten, abwechselnd durch dichten, mit Dorn zugewachsenen Omuramba oder sandigen offenen Mussito-Wald, immer auf der Suche nach der alten Spur, die wir nach Meinung der Eingeborenen noch nicht gekreuzt hatten. Nach meinem Dafürhalten mußten wir jedoch schon lange darüber hinweg sein, und ich bog daher, wie wir in einen breiten, recht gut eingeschnittenen offenen Omuramba kamen, nach Osten ab. Da alle Omurambas ja ost-westlich strichen, wir auf dem Hinmarsche diese Omurambas nordsüdlich geschnitten hatten mit der Karre, so mußten wir schließlich auf die Karrensprur stoßen. Wir ritten den ganzen Tag mit nur einer Stunde Absatteln in dem glühend heißen Omuramba entlang. Jedes Vley, umstanden von blühendem, grünen Sumpfgas, weckte in uns die Hoffnung, Wasser zu finden, aber auch das tiefste der zahlreichen Vleys war ausgetrocknet resp. von Elefanten bis auf etwas feuchten Morast geleert. Gegen 5 endlich die Wagenspur! Wir waren im zweiten Omuramba nördlich Sangorsi resp. im vierten nördlich Schansogo. Gegen 10 trafen wir recht erschöpft bei unserer Karre wieder ein. Ca. 120 km in $1\frac{1}{2}$ Tagen im Schritt auf Mantlertieren durch wegloses Gelände zurückzulegen, greift immerhin etwas an. Das Ergebnis dieser Patrouille war folgendes:

1. Das sagenhafte, undurchdringliche Dorndickicht ist kein Hindernis für einen direkten Weg von Libebe zum Linyanti. Ich nehme an, daß mit dem Dorndickicht nur die mit Dornbusch sehr dicht zugewachsenen Flußbetten gemeint sind. Außerhalb der Flußbetten ist der übliche sandige

Trockenwald, durch den man mit einer Karre ohne Schwierigkeiten hindurchkommt.

2. Der Majonde oder Gamusche-Omuramba, in welchem wir zurückritten, ist der beste Anmarschweg nach dem Linyanti. Er ist offen, tief eingeschnitten und hat viele Vleys. Urteilt man nach den analogen Verhältnissen in den anderen Omurambas, in denen wir Buschmannspitzen fanden, so ist die Wasseraufmachung bei 3—4 m Tiefe möglich. Jedoch darf man nur auf ganz langsam sich sammelndes Wasser rechnen, also nicht etwa auf große Mengen.

Bei unserer Rückkehr ins Lager fand ich wieder Boten von Libebe vor: An demselben Tage, an dem er die erste Botschaft gesandt hätte, wären 7 Portugiesen bei ihm angekommen; er hätte mich, schnell zu kommen, um ihm zu helfen. Zuerst wollte ich am nächsten Morgen zurückreiten, da ich nur 25 km von Libebe entfernt war, gab es aber dann auf. Ich mußte so schnell wie möglich nach dem Linyanti zurück, der Verproviantierung wegen. Hätte ich meinen dreitägigen Fleischvorrat gebraucht, um zurückzugehen, so hätte ich wiederum auf Schansogo zwei Tage stehen müssen, um für die nächsten drei Tage Fleisch zu schießen. Die jetzt mit Macht vertrocknenden Vleys erforderten ferner einen schnellen Rückmarsch gebieterisch. Ich versprach mir auch zu wenig davon, einige portugiesische Händler aus unserem Gebiet einige Kilometer nördlich über die Grenze zu weisen. Ihren Handel ev. mit Schnaps und Munition hätte ich doch nicht verhindert und an den ganzen dortigen Verhältnissen überhaupt nichts geändert.

Wie ich nach Rückkehr in Sesheke erfuhr, stand um diese Zeit ein portugiesisches Expeditionskorps, ca. 300 Mann stark, am Okavango. Wenn nun auch Libebes Leute die bei ihnen erschienenen Portugiesen für Händler hielten — jeder war nach ihrer Beschreibung anders gekleidet, alle hatten Weiber und Kinder bei sich — so nehme ich jetzt doch an, daß es portugiesisches „Militär“ war, das sich bei Libebe zeigte. Hätte ich von allen Vorgängen am Okavango nur eine Ahnung gehabt, so wäre ich natürlich umgekehrt. Die portugiesische Expedition scheint am Okavango erschienen

zu sein nach der Rückreise des Bezirksamtmanns von Grootfontein von Libebe.

Aus allen diesen Vorgängen ersieht man wohl klar, daß ein Abpatrouillieren des Okavangos gar nichts nützt, daß es die höchste Zeit ist, dauernde Stationen dort zu errichten.

Am Nachmittag des 4. Oktober marschierten wir von Schansogo ab. Ich mußte denselben Weg zurücknehmen, da alles drängte, so schnell wie möglich zum Linyanti zu kommen. Am 7. mittags waren wir bei Damascha. Wir marschierten so schnell wie möglich, da viele Vleys, die auf unserem Hermarsche noch recht viel Wasser hatten, jetzt trocken waren. Da unser Fleischvorrat schon seit 1½ Tagen erledigt und neues Wild nicht geschossen war, so ritt ich gleich nach Ankunft in Damascha auf Jagd. Auf dem Hinmarsch hatten wir hier sehr viel Wild gesehen, Säbelantilopen hatten sich in Herden von 70—100 Stück herumgetrieben, und jetzt fanden wir nichts, nur 3—4 Tage alte Spuren und die Fährten zweier Nashörner. Den ganzen Nachmittag ritten wir wieder los und durchstrichen das Gelände kreuz und quer ohne jedes Resultat. Das Wild schien wie verhext zu sein, und uns blieb nichts anderes übrig, als den Gurt etwas enger zu schnallen. Für den Notfall standen uns ja auch noch die Treckochsen zur Verfügung. Da auf Damascha gar kein Wild stand, zog ich am 8. weiter nach Buabuata. Eine Wildebeestherde, die wir halbwegs trafen, lockte mich mit meinen Eingeborenen ca. 15 km nördlich vom Wege ab, doch ließ sie uns nicht zum Schuß kommen. Wir ritten daher zur Karre zurück und gingen weiter. Bei Konichan-ga gelang es uns endlich, drei Tsetsebes zu erlegen, und große Freude herrschte unter meinen recht heruntergekommenen Leuten. Wir blieben liegen, um das Fleisch in Streifen zu schneiden und zu trocknen. Das absolute Fehlen von Salz machte sich allmählich sehr fühlbar.

Am 10. machte ich von Konichan-ga noch einen Erkundungsritt südlich. Ich ritt mit zwei Eingeborenen ca. 35 km in direkt südlicher Richtung. Wie gleichmäßig doch das ganze Gebiet zwischen Linyanti und Okavango ist! Als ob von einem Riesen die ganze Gegend liniert ist von Ost nach

West, wobei die Linien die Flußbetten sind und der Abstand der Linien ca. 3 km beträgt. Auf dieser Patrouille durchqueren wir Omuramba auf Omuramba. Sie waren von recht verschiedener Breite und Tiefe. Einer war sehr tief eingeschnitten; seine sanft aufsteigenden Talränder schätzte ich auf ca. 15 m. Andere Omurambas trafen wir so zugewachsen mit Trockenwald und so aufgelockertem Boden, daß nur ein geübtes Auge den Omuramba noch erkannte. Übrigens wechselt beim Verfolgen des Flußbettes dasselbe sein Bild schnell. Totale Verwaldung wird abgelöst durch offenes Grasbett.

Im zehnten Omuramba südlich des Lagerplatzes stießen wir auf Buschleute, die uns zu ihrer Wasserstelle Gu-goari führten. Es war eine $1\frac{1}{2}$ m tiefe und 1 m breite Pütze im Flußtal und hatte genügend Wasser für unsere Pferde. Der Zulauf war äußerst schwach. Leergeschöpft, brauchte sie wohl eine Nacht, um sich mit ca. 500 Litern zu füllen.

Bei diesen Wasserstellen kommt es nicht darauf an, so tief zu gehen, als vielmehr ein breites Zulaufbassin zu schaffen und womöglich mehrere Löcher aufzumachen.

Nach meinen später ausgerechneten Aufnahmen liegt Gu-goari ca. 86 km entfernt von Schansoga. Würde man also von Buabuata über Gecha nach Gu-goari gehen, so könnte man von hier leicht nach Schansogo durchkommen. In der Regenzeit wäre es eine Kleinigkeit; in der Trockenzeit wäre vorher eine Pütze auf halbem Wege auszuwerfen. Durch den Caprivizipfel einen Weg aufzumachen, der stets auf deutschem Gebiet bleibt, ist daher weder kostspielig noch schwierig.

Auch diesmal traf ich nicht den sagenhaften Dorndickicht. Die Buschleute von Gu-goari gaben an, er läge noch südlicher. Es werden aber wohl nur die zugewachsenen Omurambas damit gemeint sein. Zwischen denselben ist wohl sicher offener „Mussito“.

Auf dieser Patrouille sichteten wir wieder viel Wild. So ist es ja immer: wenn man es nicht nötig hat, läuft es einen um; hat man es bitter nötig, dann ist es wie verhext. Diesmal konnten wir uns über eine Elenherde und

mehrere Giraffen freuen, die uns auf 30—40 m vorbeireiten ließen, nur uns einen neugierigen Blick zuwerfend.

Zurückgekommen zum Lager ließ ich gleich einspannen und marschierte in der Nacht über Buabuata nach Boti, den nächsten Morgen über Tschupeha nach Gumtschu. Die Pützen von Gumtschu hatten nur wenig Wasser mehr. Nachmittags zogen wir, im Omuramba bleibend, nach Gautscha. Am 12. ging es über Schekano, Karati, Gaudinga nach Kataga, wo wir abends eintrafen. Die vor vier Wochen wassergefüllten Pützen von Schekano und Karati fanden wir jetzt trocken. Durch eine Sonderpatrouille, die den Gautscha-Omuramba östlich weiter verfolgte, wurde festgestellt, daß Kataga in demselben Omuramba lag, wie Gautscha.

In Kataga trennte ich die Expedition. Ich ging mit der Karre nach Norden, die Gobabisser und alle überflüssigen Leute sandte ich nach Siambissos Werft, wo sie Proviant fanden und wo sie auf mich warten sollten. Ich wollte den Linyanti noch stromauf marschieren bis zur portugiesischen Grenze, um auch diesen Teil kennen zu lernen.

Am 13. morgens trennten wir uns. Ich zog nordöstlich, durchschritt drei Omurambas und gelangte dann in das Malombetal, in welchem wir große, stets wasserhaltige Teiche fanden. Der Wald zwischen den Omurambas war hier recht dornig, und da nach Norden der Dorn noch stärker auftreten sollte, marschierte ich das Malombetal stromab, dann, nach $1\frac{1}{2}$ Stunden südlich abbiegend, in ein anderes Tal, das wir bis zu seiner Einmündung in die Linyanti-Niederung verfolgten. Es verlor sich zuletzt ganz im sandigen Mussito; nur eine kleine Mulde ließ den früheren Fluß noch erkennen, bis sie sich öffnete und wir die Linyanti-Niederung vor uns hatten. Auf Lupembes alter Werft wurde Lager gemacht. Eine in der Nähe befindliche kleine Werft, ferner das Majunesche Dorf, das wir auf dem Nachmittagsmarsch im Walde antrafen, brachte uns etwas Mais und Kaffernkorn zum Verkauf, so daß wir endlich wieder zu etwas besserer Verpflegung kamen.